In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 271. Posen, den 24. November 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von **Karl Busse.**

(2. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Sie sah ihm nach, wie er rasch und etwas vornübergeneigt durch den Park schritt. Mit seinen langen Beinen mußte er die andern bald einholen. Er war doch wirklich gar zu groß. Man mußte immer ein bißchen in die Höhe sehen, wenn man ihn angucken wollte. Und wie der seine langen Pedale in dem engen Boot unterbrachte, das war eigentlich ein Problem!

Ein stärkeres Lächeln spielte ihr um Mund und Augen. Ein Lächeln, das fast mütterlich war. So sieht man wohl hinter einem großen lieben Jungen drein.

Aber als der lange Crusius sich nach einem Weilchen zu einem halben Seitenblick nach der Veranda wandte, machte Ilse Hoermann kehrt und trat ins Haus zurück.

II.

Das Mädchen war gerade beim Abräumen. Halbgeleerte Tassen, Kognakgläschen, schief gerückte Stühle — nur Lütting war verschwunden. Und während Ilse mechanisch half, stieg ein leiser Groll gegen die Schwester in ihr empor.

Die Kleine kümmerte sich um gar nichts. Es wär' ihr nie der Gedanke gekommen, daß sie schließlich ebensogut hier hätte Hand anlegen können.

Und wie unliebenswürdig sie vorhin wieder gewesen war!

Heimlich wühlte der Groll in der Aelteren weiter, und als sie ein paar Stunden darauf vor den Wirtschaftsbüchern saß und die eingetragenen Posten durchging, schob sie in plötzlich auflodernden Unwillen die Abrechnungen mit heftiger Handbewegung beiseite.

Wie kam sie eigentlich dazu, sich hier zu quälen! Für die nächsten vierzehn Tage war das doch Christels Sache. Aber natürlich: wenn die nur in ihrer Stube hocken konnte und vor sich hindösen! Als wär' in das Mädel ein böser Geist gefahren, seit es die Schule verlassen hatte! Ein trotziges, verbittertes, verschlossenes Geschöpf ging es im Hause herum. Eine Last für sie, ein ewiger Aerger, keine Hilfe. Und von Tag zu Tag ward es schlimmer.

Sie fraß sich vor den aufgeschlagenen Wirtschaftsbüchern in eine ohnmächtige Wut hinein: Warum soll ich alles tun? Warum ich a l l e i n mich mit dem großen Haushalt abquälen:

Wenn's noch ihr eigener gewesen wäre! Aber so —

Ach, manchmal fühlte sie eine Sehnsucht, hinauszukommen — fort von hier — irgendwohin, in ein eigenes Nest, daß man wußte, wofür man arbeitete!

Den Bleistift zwischen den Zähnen, starrte sie vor sich hin.

Ueber ihr tönten jetzt gleichmäßige Schritte ... tapp, tapp, tapp . . . immer im Kreise herum.

Das war Lütting. So spazierte sie stundenlang in ihrer Mansardenstube um den Tisch, als ob sie Kilometergelder bekäme, spintisierte dabei und tat vor sich groß als unverstandene Seele.

Mit einem Male stockten die Schritte und gingen dann zur Tür.

„Ist die Abendzeitung noch immer nicht da, Kunkel?“

Deutlich konnt' es Ilse hören. Sie lachte kurz auf. Das war echt: Zeitungslesen — ja, Wirtschaft — nein!

Und rasch trat sie, den Bleistift noch in der Hand, auf den Korridor.

Die Kleine lehnte oben noch überm Geländer, während sich der Gärtner, wahrscheinlich in ihrem Auftrag, gerade aus der Haustür trollte.

„Hast du Kunkel nach der Zeitung geschickt?“ fragte Ilse kurz. „Ich hätte eine andre Lektüre für dich. Gestern war der 15. April, und von den Abrechnungen, die ich eben da hab', geht das meiste schon dich an.“

„Ach so,“ kam es etwas gedehnt von oben. „Wär' es nicht besser, wenn du sie gleich behieltest? Ich versteh' ja nicht halb so viel davon wie du.“

„Bedaure! Ich seh' wirklich keinen Grund ein, dich in deinem Nichtstunwollen noch zu bestärken. Du wirst schon so gut sein müssen, dich zwei Wochen lang mit der Küchenprosa zu beschäftigen.“

Da sprangen auf Lüttings Stirn die beiden senkrechten Falten scharf hervor.

„So . . . du bist in Kampfstimmung! Ja, wenn du meinst . . .“

Und mit spöttischem Ton: „Es kann sich also programmäßig die übliche Unterhaltung zwischen uns entspinnen. Du wirst mir erzählen, daß es so nicht weiterginge und daß ich endlich einmal wirtschaftlich werden müsse. Und ich werde dir so sanft wie möglich antworten, daß mir Talent und Interesse für den Haushalt leider völlig abgehen. Dann wirst du wütend werden und ich bissig, wirst mir schließlich die Wirtschaftsbücher hinwerfen, und ich werde sie der Köchin mit der Weisung bringen, alles nach Gutdünken zu besorgen. Morgen kannst du die Geschichte nicht mehr mit ansehen und nimmst die Zügel der Regierung doch wieder an dich. Stimmt's? Ich weiß nur nicht, weshalb das Stück jedesmal von neuem aufgeführt wird.“

Die Schwester hatte sie mit keinem Worte unterbrochen, aber sie zitterte heimlich. Das war der Ton, gegen den sie nicht ankonnte. Brühwarm sich Zorn und Groll vom Herzen reden, ehrlich kämpfen — ja! Doch gegen diese lauwarm Ueberlegenheit, gegen dieses spöttische Achselzucken: Warum ereiferst du dich eigentlich so? — versagten ihre Waffen. Dabei wußte sie wohl, daß dies alles für Lütting nur eine Maske war.

Sie schlug mit dem Bleistift ein paarmal gegen das Geländer der Treppe. Gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe.

„Wir können das Gespräch also abkürzen. Ich hoffe törichterweise nur immer wieder, du würdest allmählich zur Vernunft gekommen sein. Ich kann dich ja nicht zwingen — vielleicht wird es mal ein andrer tun.“

Aber Lütting droben schüttelte den Kopf.

„Ich laß mich nicht zwingen,“ sagte sie. Ohne jeden spöttischen Unterton, still, doch entschieden.

„Gut, gut!“ erwiderte Ilse. „Du weigerst dich also kurzweg, die beiden Wochen den Haushalt zu führen.“

„Wenn du es so auffassen willst —!“

„Dann wäre die Sache erledigt. Du begreifst, daß ich jedenfalls mit Papa darüber reden muß."

„Mit Papa?" Ein merkwürdiger Ton klang in den beiden Worten. Und nach einer Pause: „Das solltest du lieber lassen. Ich denk', er hat andres im Kopf."

„Sieh mal an, wie rücksichtsvoll du sein kannst, wenn es in deinen Kram paßt. Aber wenn ich Papa damit nicht kommen soll — gern tu' ich's wahrhaftig nicht —, dann betrag dich danach."

Oben ein kurzes Achselzucken.

„Schließlich — bitte! Wer weiß, wozu es gut ist. Ich wollte sowieso — —"

Sie brach ab, schürzte die Lippen und sprach leichthin: „Mach, was du willst!"

„Das wird auch ohne eine gütige Erlaubnis geschehen. Schlimm genug, daß du dich nicht schämst. Daß dir das ewige Dröseln und Faulenzen nicht zum Halse herauskommt. Daß du nicht selber mal den Trieb hast, zu arbeiten und dich nützlich zu machen. Vielleicht würdest du dann erträglicher werden — Zeit wär's wahrhaftig! Selbst den Gästen muß dein Benehmen schließlich auffallen. Unausstehlich bist du in den letzten zwei Jahren geworden."

Die Kleine antwortete nicht. Sie hatte die Unterlippe vorgeschoben, wie ein Kind, das nahe am Weinen ist. Es arbeitete in ihrem Gesicht. Es war, als wollt' etwas in ihr auf die Schwester zukommen.

Aber dann sagte sie nur: „Und das alles ist ein Spaß von mir — nicht? Weil mir's so gut gefällt, weil ich euch ärgern will, weil ich mich selbst so himmlisch wohl dabei fühle! Ach — Ihr quält mich!"

Und bevor Ilse noch den Mund auftun konnte, war sie schon oben an ihrer Tür, riß sie auf, schloß sie, verriegelte sie und stand mit zuckenden Lippen dann hinter ihr, als wollte sie horchen, ob ihr einer bis hierher nachkäme.

Doch es kam keiner.

Da warf sie sich auf das Bett und schluckte Tränen. Unausstehlich, hatte Ilse gesagt. Sie könnte wohl recht haben! Es war solche Dumpfheit und Zerschlagenheit in ihr, eine bleierne Müdigkeit, die von Tag zu Tag wuchs und fast nichts mehr begehrte, als stumpf dazuliegen. Sie fühlte, wie all die Kräfte, die sich regen wollten, allmählich erstickten. Wie Flügel, die sich stark und jung hatten entfalten wollen, in immer matteren Schlägen erlahmten, weil sie keinen Spielraum bekamen. Wie langsam, langsam etwas in ihr zerbrach, und der künstliche Trotz nur die letzte Schanze noch war, auf der sie sich mühsam hielt.

Hier oben in ihrem Zimmer fiel die Maske. Da konnt' sie oft stundenlang liegen und fassungslos weinen. Oder sie lief auf und ab, auf und ab zwischen den vier Wänden, als hetze sie eine geheime Unruhe.

Sie selbst hatte sich die Mansardenstube ausgesucht. Die lag dem großen Hausboden gegenüber, auf dem sich allerhand phantastisches Gerümpel herumtrieb, war im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß, aber auch wohltuend still. Selten kletterte jemand zu ihr empor. Nur die Mädchen schliefen nebenan in den großen Kammern.

Auch heut begann Lütting wieder ihre Wanderung. Wie viele Meilen hatte sie so, um den Tisch herum, schon gemacht! Wie weite Wege war sie schon gegangen und doch nur immer im Kreise gelaufen!

Es erschien ihr wie das Symbol der letzten beiden Jahre. Rastlos, rastlos hatten die Füße sich gehoben, um drauflos zu marschieren auf ersehnte Ziele. Aber niemand hatte ihnen einen Weg freigegeben, und so hatten sie sich erschöpft auf dem gleichen Flecke.

Schon an ihrem letzten Schultag, als sie die Bücher beiseite legte, hatte es sie wie eine dunkle Ahnung, eine tiefe Traurigkeit überschattet. Und sie hatte die Bücher gestreichelt wie alte Freunde.

Blitzgleich war ihr dabei ein Erinnern gekommen, das sechs Jahre zurücklag. Die eben aus der Schule entlassene Ilse war jubelnd direkt bis zum Boden emporgestürmt, hatte ihre Bücher mit dumpfen Krach zu dem alten Gerümpel geworfen und jauchzend die Arme gereckt: Gott sei Dank — endlich!

Ilse hatte von da ab gleichsam erst angefangen zu leben. Sie jedoch vegetierte seit ihrem letzten Schultag so hin, als sei ihr alles genommen, was das Dasein füllte. Sie fand keinen Zweck und keine Aufgabe mehr.

Nur immer herumgehen . . . Schritt, Schritt, Schritt . . .

Im Vorübergehen nahm sie ein Bild von der alten Kommode und sah es lange an.

Das war ihre beste Freundin gewesen: Wanda Jaster. Sie beide und die blonde Trude Oertzen hatten sich heilig geschworen, weiterzustreben, zu studieren.

Und nun? Die blonde Trude war verlobt. Hatte eine fidele Karte geschrieben: „Kinder, die Wissenschaft in Ehren, doch ich rat' euch, macht es mir nach!"

Aber die schwarze Wanda Jaster hatte ausgehalten. Wie lange noch, dann stand sie vor dem Abiturientenexamen!

Zuerst hatte es einen Sturm gegeben: „Christel Hoermann, wo bleibst du?" Denn von ihr hatten sie am meisten gehalten.

Ja, wo blieb sie? In der Mansardenstube des östlichen Vororts! Sie hatte gebeten und gebettelt, geweint und getrotzt, gebarmt und geschmeichelt — umsonst. Der Vater erlaubte es nicht.

Und sie hatte die Lippen zusammenbeißen müssen und zu dieser Wanda Jaster sagen: Ich darf nicht. Etwas leichthin, als wär' es ihr am Ende gleich. Denn Mitleid wollte sie nicht. Da war denn die Freundin immer seltener gekommen und schließlich ganz weggeblieben. Was sollte der freie Vogel auch bei dem gefangenen, der sich wund und müde schlug an dem Drahtgitter und es in seinem Hochmut nicht einmal wahr haben wollte.

Weg mit dem Bild! Wozu stand es noch hier?

Und mit einer schmerzlichen Wollust, einer Wonne der Selbstvernichtung warf Lütting es in einen Schub und verschloß ihn. Ihr war, als hätte sie damit wieder etwas von dem zerschlagen, was einst ihr Glück gewesen war.

Und doch fühlte sie, daß sie das, was Ilse von ihr wollte, niemals können würde. Es graute ihr davor, mit ungeheurer Wichtigkeit Dinge zu betreiben, die schon Tags darauf vergessen und abgetan waren, als wären sie nie gewesen. Es war ein Naturfehler — sie war nicht stolz darauf! Aber tausendmal schlimmer war doch, daß alle empfangenen Kräfte ihres Wesens brachliegen und verkümmern mußten, daß die schönsten Jahre — unersetzliche Jahre — ihr so ungenützt verstrichen. Sie hätte ihren Vater in Verzweiflung schütteln mögen: „Erbarm dich doch — laß mich doch lernen, wenn ich's einmal will! Kostet es denn so viel? Ist es denn eine Schande für ein Mädel?"

Aber sie war eine spröde Natur. Was als Schrei in ihr klang, ward nur zu einer gepreßten Frage, die wirkungslos verhallte.

Da hatte sie schließlich auf eigene Faust gelernt . . . mühsam allerlei durcheinander aus den alten Schulbüchern der Brüder. Manches verstand sie nicht. Und wen sollte sie fragen? Den Vater? Der vergaß über seinem großen Werk alles. Walter? Der hätte gehöhnt.

Blieb nur Günther. Und wenn er alle paar Wochen aus der Garnison herüberkam, hatte er sich in seiner herzlichen Weise auch wirklich um sie bekümmert, ihr Bescheid gesagt, ihr geholfen.

Doch gerade dieser Bruder, der ihr der Nächste war, den sie heimlich mit Inbrunst liebte, ging dann fort — hinunter nach Afrika, wo deutsche Jugend gebraucht ward.

Seitdem hatte sie die Bücher nicht mehr angerührt. Sie hatte keine Hoffnung mehr, nur manchmal eine dumpfe kindische Erwartung, daß irgendwie ein Wunder geschehen und jemand ihr die Türen öffnen würde: „Flieg!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Weiße Insel.

Von Eric Demetge.

Mit leisem Murmeln schmeichelte sich das Meer an die grauen Klippen heran, die gleich gigantischen Ungeheuern dem Lande vorgelagert waren.

Eine junge Frau, das Haar im Winde flatternd, die Füße bloß, den Körper in einem enganliegenden blauweißen Sweater, neigte sich über das Seegras und suchte die dort schlummernden Krabben.

„Yann, Sie wären zu lieb, wenn Sie mir meinen Korb holen möchten," rief sie, „ich habe ihn auf den Klippen gelassen." Dann wandte sie sich gleich an einen jungen eleganten Herrn, der einige Schritte abseits stand und ihr mit bewundernden Blicken folgte:

„Roger, du könntest mir wirklich ein wenig helfen, anstatt müßig mit verschränkten Armen herumzustehen!"

„Ach, Odette, du weißt doch, daß ich nur selten das Glück habe, mit dir allein zu sein . . . Ist es da nicht begreiflich, daß mir dein Anblick interessanter ist als eine Jagd auf diese wehrlosen Tierchen?"

„Pst, Roger . . . Yann kommt . . ." Und die kleine Hand der Krabbenfischerin legte sich auf die Lippen ihres Freundes, der die Gelegenheit sofort benutzte, um ihr auf die Fingerspitzen einen heißen Kuß zu drücken.

Yann hatte der Bitte der jungen Frau willfahrt. Plötzlich aber hielt er in seinen Schritten inne, drehte sich um, und als er die zärtliche Bewegung der Pariserin sah, durchzuckte es drohend seine stahlblauen Augen. Langsam, mit gesenktem Kopf, ging er dann weiter.

Yann war verliebt in die reizende Odette Verfeil; dieser wettergebräunte Bursche von fünfundzwanzig Jahren hatte sie im vergangenen Sommer zwischen zwei langen Ueberseereisen zum erstenmal gesehen. Betroffen von diesem seltsamen Zauber, den sie verbreitete, angelockt und wirr gemacht von ihrer mondänen Koketterie, kämpfte er vergeblich gegen die Leidenschaft, die immer mächtiger von seinem Herzen Besitz ergriff. Ueberall folgte ihr Bild seinen Träumen, und selbst in der Gluthitze des Aequators, als er eines Nachts, an die Brüstung des Schiffes gelehnt, den Aufgang des Südlichen Kreuzes beobachtete, war es die blonde Pariserin, die ihm als überirdische Vision vom saphirenen Himmel entgegenlächelte.

Anfang Juli in seine Heimat zurückgekehrt, fand er sie wieder, diesmal noch hübscher, noch anmutiger und feiner, mit mehr Freude, mehr Sonne und Licht in den grünlichen Augen, die unter dem Strahlenglanz der Wimpern so rätselhaft zu schimmern wußten, und der junge Mann fühlte, wie sich in seinem Hirn ein Brausen des Wahnsinns erhob, als er, wie eben heute, Frau Verfeil mit ihrem Geliebten Roger Delrieu bei Liebkosungen überraschte.

Yann hob den Korb auf und brachte ihn Odette.

„Sie werden wohl heimkehren müssen, gnädige Frau," sagte er, „das Meer beginnt zu steigen."

„Roger, geben Sie mir Ihre Hand . . . und lassen Sie mich ja nicht aus! . . ."

Zärtlich an den Arm ihres Freundes gelehnt, ging nun Odette wieder zum Strand zurück. Yann folgte ihr in einigen Metern Entfernung, wandte aber nicht eine Sekunde seinen Blick von ihrer schlanken Silhouette, die mit einem graziösen Wippen über den Kiesel dahinglitt.

Sie gingen . . . Hinter ihnen rollte das Meer seine schaumgekrönten Wogen und wälzte sich gegen die Klippen, auf denen die gelben Algen wie blonde Haarsträhne erschimmerten . . .

Als sie nun auf einem Plateau waren, das von der See nur bei starker Flut erreicht wird, blieben sie stehen.

„Betrachten Sie das Meer, es hat heute die Farbe Ihrer Augen," sagte Roger.

„Meine Augen sind grüner, nicht wahr, Yann?" erwiderte Odette verführerisch und senkte den Blick für einige Sekunden in die Augen des Fischers.

„Ei! . . . Ich, gnädige Frau . . . Sie wissen doch . . .," stotterte Yann.

„Yann ist kein Maler, gnädige Frau . . ."

„Sie werden nicht vergessen, Yann," warf die Pariserin ein, „daß ich in einer Woche wegfahre; vor meiner Abreise möchte ich aber noch auf der Weißen Insel fischen."

„Morgen ist große Flut, da können wir zur Zeit der Ebbe hinübergehen, wenn gnädige Frau es wünschen."

„Es bleibt also dabei; Sie kommen uns morgen holen, Yann. Wir rechnen auf Sie."

Noch ein gnädiges Kopfnicken, und Odette war mit Roger Delrieu fortgegangen.

„Es ist wahr, sie hat grüne Augen, die Pariserin," murmelte Yann, „grün wie das Meer, wenn es zornig ist . . ."

Die Flamme dieser Augen brannte in seinem Herzen mit verzehrender Glut. „In einer Woche wird sie abreisen . . ." mußte er fortwährend denken, „in einer Woche werde ich sie nicht mehr sehen . . ."

Und Yann träumte noch auf den Klippen, während er draußen in der violetten Dämmerung die Weiße Insel verschwinden sah, die Insel, zu der die Pariserin morgen mit ihm hinaus wollte.

*

Das Meer ist weit zurückgetreten.

Eine Gruppe von Badegästen schreitet über den Sand, um die Weiße Insel zu erreichen. Unternehmungslustig geht Odette an der Spitze der Karawane und klaubt, von Yann begleitet, allerhand Krabben, Schnecken und Krebse.

Der Jagdeifer führt sie unbewußt ein wenig seitab von den übrigen. Schon ist sie auf einer kleineren Klippe, die von der Weißen Insel etwa zweihundert Meter entfernt liegt und bei hoher See eine Schaumkrone aufsetzt.

Yann folgt der Pariserin wie ihr Schatten. Er berauscht sich an ihrer Schönheit, ihr Duft läßt ihn erzittern, und ohne auf die Stunde zu achten, entfernt er sich mit Odette immer weiter.

Plötzlich entringt sich ihr ein heiserer Schrei.

„Yann, so schauen Sie doch, wir sind vom Wasser eingekreist!"

Erst jetzt erwachte er wie aus einem schweren Traum. Ein Blick, und er hatte die drohende Gefahr begriffen: die Klippe, auf der sie stehen, ist von der Weißen Insel durch einen Meeresarm getrennt, und dieser Arm wird mit jedem Augenblick weiter.

„Kommen Sie, gnädige Frau!"

Ein Schauer des Entsetzens überläuft sie:

„Aber ich werde ja keinen Boden unter den Füßen haben!"

„Sie werden schwimmen . . . Kommen Sie nur schnell, ich werde Ihnen helfen."

Noch zögert sie, denn sie befürchtet, das Kleid könnte sie am Schwimmen hindern. Aber die Wellen murmeln schon um ihre Füße, steigen ihr zu den Knöcheln, benetzen ihre Waden . . . Auf der Insel drüben steht ihr Mann mit Roger, die ihr beide lebhaft zuwinken.

„Folgen Sie mir, gnädige Frau," sagte Yann, „wir haben noch fünf Minuten Zeit; dann kommen die Sturzwellen."

Die Ruhe des Fischers gibt auch ihr die Sicherheit wieder; sie wirft sich ins Wasser und beginnt zu schwimmen. Yann, ihr zur Seite, bewundert ihren tadellos gebauten Körper, kann sich an dem Ebenmaß dieser schlanken Glieder nicht sattsehen. Sie wendet ihm den Kopf zu:

„Sind wir bald drüben?"

„Ja . . . ja . . .," stammeln seine Lippen. Aber seine Augen haben sich mit dem verhängnisvollen Blick der Pariserin gekreuzt . . . Von einer unüberwindlichen Macht getrieben, nähert sich Yann Odette. Noch einmal betrachtet er ihr feingeschnittenes Gesicht und ihre blonden, wie flüssiges Gold schimmernden Haare, dann aber umnebelt die Leidenschaft sein Gehirn und wortlos reißt er die Pariserin an sich, drückt ihr einen wilden, verzehrenden Kuß auf die Lippen, zieht sie hinab, und beide verschwinden vor den Augen des Mannes und des Geliebten in der Tiefe . . .

Ein engumschlungenes Paar hat die graugrüne Woge an die Klippen der Insel gespült! . . .

Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.

Verunglückte Witze.

Lustige Anekdoten.

Rarität.

Wenn Lessing in Braunschweig weilte, ließ er seinen Diener in seinem Hause in Wolfenbüttel zurück und begnügte sich mit einem Lohnlakaien namens Machwitz, der alles andere als eine Leuchte war. Deshalb schilderte ihn Lessing mit den Worten: „Sein Name ist der einzige Witz an ihm!"

Total verkorkst.

Samuel Löffelholz aus Perleberg war in Berlin gewesen. Dort hatte er in einem Kabinett die Scherzfrage gehört: „Welcher Mensch hat vier Füße?" Mit Staunen hatte er die Antwort vernommen: „Das ist ein kranker Infanterist: der hat den rechten Fuß, den linken Fuß, den Kuhfuß und den Typhus."

Er bewegte dieses in seinem Herzen und nahm es mit nach Perleberg. Dort erzählte er es brühwarm seinen Stammtischbrüdern. „Also, Kinder," sagte er, „ich habe da in Berlin einen glänzenden Witz gehört. Paßt mal auf! Welcher Mensch hat vier Beine? Das wißt Ihr natürlich nicht. Seht mal, das ist ein kranker Soldat: der hat ein rechtes Bein, ein linkes Bein, eine Flinte und eine Krankheit, ich glaube, es war das Nervenfieber."

Pedantische Genauigkeit.

Schulrat Bollenried erzählte in einer Gesellschaft: „Wenn ich die Schulen inspiziere, stelle ich jedem Kinde zwei Fragen und sage: „Wenn du die erste beantwortest, dann brauchst du auf die zweite keine Antwort zu geben." Sie glauben gar nicht, wie dieser Seelentrick die Kinder anspornt. Einst fragte ich nun einen kleinen, anscheinend sehr aufgeweckten Jungen, um mal einen Spaß zu machen: „Was meinst du wohl, mein Junge, wieviel Haare genau gezählt ein ausgewachsenes Pferd hat?" „Es hat genau 537 7111" antwortete der Junge, ohne sich viel zu bedenken. „Wie kommst du denn auf diese Zahl?" fragte ich jetzt erstaunt. „Ja, Herr Schulrat," erwiderte der kleine Teufelskerl, „das ist die zweite Frage!"

Einer Dame aus dieser Gesellschaft schien die Erzählung sehr gefallen zu haben, denn der Schulrat erhielt von ihr folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Schulrat! Sie haben uns gestern einen glänzenden Witz erzählt, den ich nun sehr gern weitererzählen möchte. Aber leider habe ich die Zahl der Haare vergessen. Ich wäre Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie mir

diese mitteilen möchten, damit der gute Witz meinen Bekannten nicht vorenthalten bleibt."

Behüt' dich Gott, es wär so schön gewesen!

Frau Eulalia Müller ernährte sich redlich durch Zimmervermieten. Dabei mußte sie es einmal erleben, daß ein besonders frecher Fremder, der eins ihrer Zimmer besichtigte, die Frage stellte: „Ach, hier hat wohl der Trompeter von Säckingen gewohnt?", und auf Frau Eulalias erstaunte Augen hinzusetzte: „Ich meine nur, weil's so häßlich eingerichtet ist."

Auf ihrem nächsten Kaffeekränzchen erzählte Frau Müller dieses gewiß nicht ganz unwitzige Erlebnis ihren Freundinnen folgendermaßen (denn sie ist eine Dame, die in der Literatur einigermaßen Bescheid weiß): „Denkt euch, vorgestern war ein Herr bei mir, der mein rotes Zimmer mieten wollte. Nachdem er es besichtigt hatte, fragte er mich: „In dem Zimmer hat wohl früher der getreue Eckehard gewohnt?" Auf mein erstauntes „Wieso?" meinte er dann, „es wäre so schön gewesen!"

Alt, aber gut!

„Ich werde Ihnen drei Mark für den Witz geben," sagte der Witzblatt-Redakteur zu dem Witzfabrikanten.

„Ausgeschlossen," erwiderte dieser, „für diesen Witz habe ich allenthalben nie weniger als zehn Mark bekommen!"

Rette sich, wer kann!

„Um Gottes Willen, lassen Sie uns umkehren, denn dort kommt uns Schunkeltrietz entgegen!" sagte Mengepott zu seinem Begleiter.

„Nanu," meinte dieser, „Schunkeltrietz ist doch ein guter Witze-Erzähler!"

„Ja," antwortete der schreckensbleich eilig hinwegstrebende Mengepott, „einer der besten, denen ich je entronnen bin!"

Folgen einer schlechten Kritik.

Ein bedauerlicher Vorfall hat sich kürzlich in der Stockholmer Kunstakademie ereignet. Dort erschien eines Tages der 38jährige Maler Axel Wallert, stürzte sich zu seinen dort ausgestellten Bildern und zerschnitt drei seiner Gemälde, darunter sein größtes, „Panorama von Rom", mit einem Messer in Fetzen.

Dem traurigen Zwischenfall liegt folgende Vorgeschichte zugrunde: Wallert, der als ernster und strebsamer Künstler bekannt ist, war vor einiger Zeit aus dem Süden, wo er mehrere Studienjahre verbrachte, nach Stockholm zurückgekehrt und hatte bald darauf in der Künstlerakademie eine Kollektivausstellung seiner neuesten Gemälde veranstaltet. Dem hoffnungsfreudigen, selbstvertrauenden Künstler bereiteten die Stockholmer Kunstkritiker keinen sehr freundlichen Empfang. In ehrlich gemeinten Ausführungen lobten sie das Erwähnenswerte, rügten aber verschiedene Mängel, was den Maler stark deprimierte.

Einen völligen Nervenzusammenbruch aber bewirkte ein in der größten Stockholmer Zeitung erschienener Artikel, der dem nervösen, überreizten und übermüdeten Künstler jede Selbstbeherrschung nahm. Die Zeitung stellte in vernichtender Weise fest, daß Wallerts künstlerische Entwicklung auf dem toten Punkt angelangt, und er als Künstler mit seinen jungen Jahren bereits ein erledigter Mann wäre. Der Maler, der alle Hoffnungen und Pläne zerschlagen glaubte, war von diesen unbarmherzigen Worten des Kritikers so mitgenommen, daß er bei einem neuen Ausbruch der Verzweiflung seine bedauernswerte Tat ausführte.

Der Sohn als Vater.

Große Aufregung im französischen Verkehrsministerium. Der älteste Pensionär dieser Behörde, mit dem klangvollen Namen Jean Baptiste Turenne, feiert demnächst seinen 100. Geburtstag. Schon werden alle Vorkehrungen getroffen, um dem greisen, verdienstvollen Manne eine ihm gebührende Ehrung zukommen zu lassen. Ein Beamter des Ministeriums setzt sich, um nähere Daten einziehen zu können, mit der Verwaltung von Turennes Heimatsdorf in Verbindung. Dienstbeflissen und geehrt, machte sich der Dorfschreiber ans Werk. Aber es war wie verhext, weder ein Turenne noch ein hundertjähriger Pensionierter waren in den Büchern verzeichnet. Da begann die Sache unangenehm zu werden, denn es stimmte da etwas nicht. Das Ministerium, von der seltsamen Auskunft peinlich berührt und erschüttert, wandte sich an die Polizei mit der Bitte um Aufklärung des rätselhaften Vorganges.

Diese hatte nichts Eiligeres zu tun, als den greisen Pensionär zu vernehmen. Mit zitternder, altersschwacher Stimme gibt Jean Baptiste Turenne freundliche Auskunft und erzählt, wie sehr er sich auf seinen 100. Geburtstag, der ein ehrliches Menschenleben kröne, freue. Aber, und hier lüftet das Geheimnis seine Schleier, schöpfen die Polizeibeamten, ohne auf Steinach Rücksicht zu nehmen, einen leisen Verdacht. Turenne fingiert sein Alter, Turenne beginnt gefährlich zu werden!

Eine umfangreiche Untersuchung wird eingeleitet. Turennes Entlarvung ist ihr Resultat. Mit Hilfe von gefälschten Papieren hatte er es verstanden, sich in den Besitz der Pensionsgelder seines Vaters Jean Baptiste Turenne zu setzen, der im Jahre 1907 — gestorben war! Ueber 20 Jahre also hatte er das Geld anstandslos ausgezahlt bekommen.

Aber nun stimmte die Rechnung des schwindlerischen Sohnes nicht mehr. Er mußte vom empfangenen Pensionsgelde 21 000 Franken zurückzahlen und auf ein Jährchen ins Gefängnis wandern. Dort kann er getrost weiterrechnen . . .

Mein Schneider klagt . . . .

Ein Interview.

Mit der Wiederkehr der Herbst- und Wintersaison beginnt der Herr sich wieder auf einen schweren Gang vorzubereiten. Zu ihm, seinem Schneider.

Warum empfinden eigentlich so viele Herren, die es sonst recht gut verstehen, sich mit einer gewissen Kultur zu umgeben, so unendlich schwer, diesen Weg anzutreten, der ihrem eigenen Aeußeren gilt?

„Man ist in Deutschland nicht elegant genug," jammerte mir gestern mein Schneider vor. „Und hier ist es besonders schlimm. In Berlin, da fängt man so allmählich an — aber wenn ich an London denke . . ."

Und er erzählt einige Geschichten aus seinem Atelier. Denn er legt Wert darauf, seine Werkstatt mit Atelier bezeichnet zu wissen. Er ist beileibe kein Handwerker — er stellt fest, daß er ein Künstler ist.

„Die Leute verstehen nicht, daß man selbst Freude an dieser Arbeit hat. Daß man nicht einfach nach Schema ausschneidet, und nur gerade so, daß der Anzug sitzt. Wir brauchen Geschmack, brauchen künstlerisches Feingefühl. Nicht jeder kann die Modefarbe tragen, nicht jede Figur verträgt den Schnitt der Modezeitschrift. Wir müssen Menschenkenntnis haben. Wir müssen wissen, ob der oder jener Kunde gern solide angezogen aussieht — ob jener gern ein wenig flotter wirkt. — Wieviel Kunden denken daran?"

Und wieder jammert er über seinen hiesigen Wirkungskreis. „Man hält hier eine gewisse Eleganz für den Beweis persönlichen Leichtsinns. Wer sich gut kleidet, der ist nicht seriös. Das ist doch Unsinn. Glauben Sie mir, viele englische Arbeiter kleiden sich besser, als hier mancher vermögende Geschäftsmann."

„Sie übertreiben," wage ich einzuwenden.

„Gewiß nicht," versichert er mit Nachdruck. „Ich erlebe es hier oft genug. Was Dunkles, Solides! Das ist alles, was für die Stoffauswahl gesagt wird. Keine Idee für den Schnitt. Jede Minute scheint verschwendet — für ein Kleidungsstück, das man jahrelang trägt. Sie können mir glauben, daß man dann selbst die Freude verliert. Selten kommt einmal ein Kunde, der selbst Ideen hat, der sich mit mir berät."

„Vielleicht hat der fertige Anzug demoralisiert?"

„Pah!" Er ist unnahbar. „Lassen Sie sich Ihre Wohnung — vorausgesetzt, daß Sie eine vom Wohnungsamt bekommen — von einem braven Tapeziermeister oder von einem Künstler einrichten?"

„Das ist eine Geldbeutelfrage. Ebenso wie der Anzug."

Nun wurde er ganz wild. „Ich will durchaus nichts gegen die Qualität der Konfektionsanzüge sagen. Gute, erstklassige Konfektion ist aber — davon können Sie sich überzeugen — fast genau so teuer als ein Maßanzug. Und dann haben Sie nicht den Sitz!"

Lächelnd streicht er über sein letztes Werk, das ich gerade anprobiere. „Sehen Sie," meint er wehmütig, „die Menschen begreifen das nicht. Hunderten meiner Kollegen täten Sie einen Gefallen, wenn Sie das einmal dem „Generalanzeiger" schreiben wollten. Man freut sich doch schließlich auch über Anerkennung. Und nun — nie kommt es vor, daß ein Kunde, wenn er mit seinem neuen Stück zufrieden ist, dies einmal dem Chef des Hauses schreibt. Niemals. — Habe ich mich aber einmal um einen halben Zentimeter verhauen — o weh — vier Seiten lange Briefe."

Immer noch wehmütig fragt er mich nach einer neuen Bestellung. Armer verkannter Künstler! **Otto Windeck.**

Aus aller Welt.

Koniferen-Riesen. Auf den Berghöhen von Mexiko wächst eine Kiefer (Pinus australis), die nicht nur eine außerordentliche Höhe erreicht, sondern auch Nadeln trägt, welche bis zu 30 Zentimeter lang werden. Auch in der Sierra Nevada gibt es, wie Professor Abel beobachtete, Nadelbäume von gewaltiger Größe. So zum Beispiel im Talwald des Yosemite-Tals, wo die sogenannte Zuckerkiefer (Pinus Lambertiana) wächst, deren Zapfen mehr als einen halben Meter lang werden können. Da die Zuckerkiefer nicht selten 70 bis 100 Meter hoch wird, bietet ein so himmelhoher Baum, behangen mit solchen Riesenzapfen, einen sehr eigenartigen Anblick.

Eine ganze Eisenbahnlinie gestohlen. Ein Diebstahl, der wahrscheinlich einzig ist in den Annalen der Kriminalität, ist dieser Tage in Rußland verübt worden. Dort ist nämlich eine ganze Eisenbahnlinie gestohlen worden, und zwar auf der Strecke Moskau—Kasan. Die Diebe schraubten einfach die Eisenbahnschienen auf einem großen Stück der Strecke los und nahmen sie mitsamt den Schrauben und Schwellen mit. Aber auch alle anderen Sachen von Wert, die längs der Linie standen, wie Semaphoren, Telegraphendrähte, Bahnschranken, Glocken, Weichen usw. wurden entwendet. Alle Umstände weisen darauf hin, daß man es hier nicht mit einem Akt der Sabotage zu tun hat, wie man auf den ersten Blick meinen sollte, sondern mit einem regelrechten Diebstahl in der wahren Bedeutung des Wortes.

Fröhliche Ecke.

Zart besaitet. Ilschen: „Fräulein, was ist denn eigentlich taktlos?" — Gouvernante: „Nun, das ist zum Beispiel: wenn man übriggebliebene Hühnerknochen den Hühnern vorwirft!"

Variation. Raum ist auf dem kleinsten Zeh' — für das größte Hühnerauge!